

Dieter Wedel gestorben

Der bekannte deutsche Fernsehregisseur Dieter Wedel ist tot. Er starb am 13. Juli im Alter von 82 Jahren nach langer schwerer Krankheit in einem Hamburger Krankenhaus, wie seine Rechtsanwältin und das Landgericht München I am Mittwoch mitteilten. Zuletzt sah sich der 1939 in Frankfurt am Main geborene Wedel mit Vorwürfen von sexuellen Übergriffen auf Frauen konfrontiert, die im März in einem Fall zu einer Vergewaltigungsanklage der Staatsanwaltschaft in München führten. Im Zuge des anhängigen Verfahrens am Landgericht München I wurde auch Wedels Tod bekannt. Das Verfahren ist damit zugleich beendet.

Die Schauspielerin Jany Tempel, die angibt, von Wedel vergewaltigt worden zu sein, und im Prozess gegen ihn als Nebenklägerin auftreten wollte, zeigte sich nach dem Tod des Regisseurs »völlig perplex«. Das sagte ihr Anwalt Alexander Stevens der *dpa*. Er sprach Wedels Angehörigen sein Beileid aus, betonte aber, dass er davon ausgehe, dass der Prozess gegen Wedel eröffnet und dieser im Verfahren auch verurteilt worden wäre.

Zu seinem 75. Geburtstag hatte Wedel gesagt, er wolle arbeiten, bis er umfalle. »Ich habe das Glück, an meinem Beruf Spaß zu haben. Ich kann mich selbst verwirklichen. Ich lese immer, ich sei ein Workaholic. Das stimmt aber nicht. Wenn es Spaß macht, ist es ja keine Arbeit.« Als die Vorwürfe gegen ihn bekannt wurden, sah er sich als Opfer einer Verleumdungskampagne.

Ufa-Chef Nico Hofmann hatte Wedel zum 75. noch gewürdigt und ihn einen »Querdenker« genannt – »auf tolle Weise«. Nach Bekanntwerden der Anschuldigungen sagte er: »Es wusste jeder, dass bei Dieter Wedel ein rauher Ton am Set herrschte, aber von sexuellen Übergriffen – oder sogar Vergewaltigungen – war mir nichts bekannt.«

(dpa/iw)

Moor Mother hat sich nie groß drum geschert, welches Etikett ihrer Musik angeheftet wird. Das liegt auch daran, dass sie schwer einzuordnen ist: Zu experimentell sind ihre vielschichtigen Klangcollagen, über denen nicht weniger rätselhafte Texte liegen – gesprochene, oft bruchstückhafte Zeilen, die nach allen Seiten für Interpretationen offen bleiben. Dabei verbindet ihre Texte aber immer diese unmissverständliche Haltung: eine Stimme aus der Welt der Benachteiligten und Unterprivilegierten zu sein, die wie sie aus den »Projects« kommen, jenen sozialen Wohnanlagen für die arme, meist schwarze Bevölkerung der USA, in denen auch Camae Ayewa, die sich später Moor Mother nannte, aufgewachsen ist.

In diesem Sinne ist Moor Mothers neues Album »Jazz Codes« auch ein Bekenntnis zu einem Genre, dessen Tradition sie sich verbunden fühlt: in »Woody Shaw« etwa, gewidmet dem Jazztrompeter, der mit 44 Jahren einen tragischen Tod erlitt. In »April 7th« oder »Ode to Mary« ranken sich freigeistige Bläser- oder Pianoimprovisationen um elektronische Klänge, unterfüttert von einem dezenten rhythmischen Fundament. »Sing the song / Lady, sing the song / Sing the song / Let them know, let them know«, lautet das Mantra Moor Mothers, die ihre Botschaften nie plakativ vor sich her trägt, sondern immer in individuelle Erfahrung kleidet. Gleichwohl setzt sie darauf, dass ihre Zeilen auch im Außen widerhallen, jenseits der eigenen Lebenswelt. Denn die Probleme ihrer Community in Philadelphia, davon ist die Aktivistin überzeugt, sind auch die Probleme der Welt, ganz egal, wo man sich befindet: Wohnungsnot, Drogenmissbrauch, Diskriminierung, häusliche Gewalt, you name it.

Manchmal, wie auf »Golden Lady« oder »Dust Together«, findet Moor Mother die Ruhe für süffige Soutöne, die freilich nie zu süßlich werden dürfen – dafür ist die Welt zu sehr von Widersprüchen durchdrungen. In den 18 Songs ist – in punk-inspirierter Kürze – neben den Jazzklängen, die das grundsätzliche

Die Probleme der Welt

Kämpferische Töne: Moor Mothers sechstes Album »Jazz Codes«.

Von Hannes Klug

musikalische Thema stiften, Platz für zahllose Einflüsse: für die kämpferischen ebenso wie die spielerischen Parolen des HipHop auf »Rap Jasm« (mit Zitat von Outkast), den Blues auf »Blues Away« oder Drum 'n' Bass in »Barely Woke«, ein leicht entflammendes Stück übrigens, in dem sie unumwunden einen »State of emergency« ausruft.

»Will we ever reach our dreams? / Or get shot by a cop or fiend / I don't wanna die today, gotta find another

way / All eyes on me, I won't run away, I got something to say«, erklärt Moor Mother ihre eigene Unerschütterlichkeit. Und ist dabei doch fest verwurzelt in organisch gewachsenen, kollektiven Zusammenhängen – der interdisziplinären Arbeit mit Rasheedah Phillips im queeren Duo Black Quantum Futurism und den Kollaborationen mit ihren Mitspielerinnen und Mitspielern des Jazzkollektivs Irreversible Entanglements.

Moor Mother erobert nach und nach die Bühnen der Welt, wenngleich ihre komplizierten, noise-lastigen Arrangements zunächst nicht unbedingt mehrheitsfähig scheinen. Kann sein, dass bei ihrer wachsenden Popularität auch die Sehnsucht eines politisch korrekten Publikums nach Authentizität eine Rolle spielt. Aber wen stört das angesichts so kühner, kämpferischer Klangwelten?

■ Moor Mother: »Jazz Codes« (Anti/Indigo)



»Sing the song, Lady, sing the song« – Moor Mother (Roskilde, 2022)

Orwell, uff! ■ Notas de Cuba. Von Ken Merten

An mancher Wand in La Habana wird »1984« zitiert: »2 + 2 = 5«, steht dann da, was sagen soll, dass die Regierung lügt und was für richtig verkauft, was nicht aufgeht. Orwell ist die Lektüre der Dauerpubertären und geistigen Alphabetisierungsunwilligen, sage ich dem Gitarristen am Malecón, der sich gerade auf ein Ständchen für uns vorbereitet und über die Kommunistische Partei meckert, was das Zeug hält.

Ich weiß, wovon ich rede, denn wir waren am Vormittag im Museum der Alphabetisierungskampagne, gelegen in der Ciudad Escolar Libertad, direkt neben dem Militärkrankenhaus Carlos J. Finlay (alles Teil des größten Militärkomplexes), das Diktator Batista in Havanna hatte einrichten lassen und das nach der Revolution zu sozialen Zwecken zivilisiert wurde. Breite Parodestrasßen zwischen Kasernenbauten, in denen jetzt Menschen wohnen und lernen. Auf dem Weg zum Museum begegnen wir Roberto, Baujahr 1947, Baustelle: kubanisches Bauermland in der Provinz Santa Clara. Er hatte mit 14 von der Hauptstadt gehört und wollte da unbedingt hin. Passenderweise war Revolution

gewesen, passenderweise kam Che Guevara in sein Dorf, passenderweise nahm der ihn mit. Roberto, Turnbeutel von der spanischen Izquierda Unida umgehungen, schließt sich uns an.

Die 1961 initiierte Alphabetisierungskampagne wurde vorzeitig abgeschlossen: Am 22. Dezember 1961 wurde ein Land für frei von Analphabetismus erklärt, das noch wenige Monate zuvor eine Quote von 23,6 Prozent an Menschen aufwies, die nicht lesen und schreiben konnten. Bis heute ist Kuba neben den linksregierten Ländern Bolivien, Nicaragua und Venezuela eines von vier vollalphabetisierten Ländern Lateinamerikas.

Die Kampagne hatte zudem den Zweck, Stadtbewohnerinnen und -bewohner mit den Leuten auf dem Land in Verbindung zu bringen, wo den Bäuerinnen und Bauern vor der Revolution Bildung kaum zugänglich war. Und wo Contrabanden noch bis 1965 Stellung hielten. 31 verunfallten oder erkrankten tödlich, zehn der Lehrerinnen und Lehrer, die mit ihrem Lehrerhandbuch »Vencemos« (die Museumsleiterin zeigt uns das ausgestellte Exemplar und geht damit um, dass es physisch wehtut)

und den Lernheften »Alfabetecemos« von Dorf zu Dorf zogen, wurden teils bestialisch von Konterrevolutionären und lokalen Kriminellen, die ihre Macht gefährdet sahen, ermordet.

Kein Licht, kein Lesen: China, das selbst nach der Revolution den Analphabetismus erfolgreich bekämpfte, schickte Gaslampen. Insgesamt beteiligten sich Menschen aus 26 Nationen direkt, darunter die DDR-Bürgerin Tamara Bunke, in Kuba bis heute als »Tania, la Guerrillera« bekannt, die 1967 mit Che und anderen Revolutionären in Bolivien getötet wurde.

Kubas Kampagne »Yo sí puedo« (»Ja, ich kann«) exportiert Lernstoff bis heute in alle Welt, hat mehrsprachig Fernsehprogramme und Videos für afrikanische Länder und Radiosendungen auf Kreolisch produziert, damit Haitianerinnen und Haitianer lesen und schreiben lernen können. Auf der Fahne zur Alphabetisierung Boliviens entdeckt eine von uns das mit einem S überhäufte Z. Das Museum ist auch ein Archiv: Die Museumsleiterin blättert und findet Robertos Steckbrief zur Kampagne; am 18. Dezember 1961 schloss er seinen Unterricht erfolgreich ab.

Zurück am Malecón ist der Gitarrist unbeeindruckt von meinen Ausführungen. Was besser zu machen sei, weiß er auch nicht, sagt er. Er baut uns ein in seine Version von »Hasta Siempre«: Wir sind Ausländer, wir wissen nichts von Kuba.

Und wir kommen zu spät: Zum Salsafestival auf der Straße hinter dem Hotel Nacional wird gerade die letzte Note gespielt, als wir eintrudeln, Kinder lassen ihre Drachen steigen, Eltern kaufen subventionierte Snacks.

Wir wollen Musik, also beißen wir in den sauren Apfel und ziehen weiter zur Fabrica de Arte. An deren Eingang fällt mir das Orwell-Zitat auf. Uff. Wir schauen uns die Ausstellung im obersten Geschoss an: »Carne de cañon« (»Kanonenfutter«) von Adonis Flores zeigt zu einem toten GI geformte rohe Koteletts. Ein anderes Foto ist von Mabel Poblet, die großformatige Aufnahme eines Frauenohrs. Das Bild ist zerschnitten, die Teile etwas voneinander weggerückt. Die Schnitte laufen auf den Gehörgang zu, es heißt »Ruido« (»Lärm«) und ist in seiner Bedeutung für das alkoholisierte Partyvolk angenehm lesbar.

iW Spezial · 8 Seiten extra
Mittwoch, 10. August
Marx in Afrika

Marx in Afrika
junge Welt
Berlin beharrt auf...
Kauf am Kiosk!

Ihre Werbung in unserer Beilage?
Unsere Anzeigenabteilung erreichen Sie unter 0 30/53 63 55-38
Anzeigenschluss: 27.7.2022
Ausgabe inklusive Spezial für 1,90 € am Kiosk erhältlich